Biogr.
3342
r

Biogr. 3342 v

<36618033220017

<36618033220017

Bayer. Staatsbibliothek

B. Hag. N 93

Lebensgeschichte der Donna Olimpia Maldachini,

der Verwandten und Vertrauten Papstes Innocenz des Zehnten

Aus dem Italiänischen mit Hinzufügung einiger Anmerkungen

übersetzt von

Georg Hermann Richerz,
Universitätsprediger in Göttingen.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1783.

<36700127120016

<36700127120016

Bayer. Staatsbibliothek

FREISING

Biogr. 3342 r

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich entschloß mich zur Uebersetzung folgender kleinen Schrift, weil sie ein warnendes Denkmal der Verirrungen und des möglichen Verfalls menschlicher Herzen ist, — und weil mir der Verfasser durch häufig eingestreute, wenn auch nicht immer glückliche Bemerkungen über die Gründe der von ihm erzählten Handlungen, Ungeübten eine nicht unzweckmäßige Anleitung zur Erweiterung ihrer Menschenkenntniß zu geben scheint.

Die erste Veranlassung zu dieser Unternehmung gab mir die im Jahr 1781, ohne Anzeige des Druckorts und Verlegers, mit dem Kupfer der Olimpia in klein 8vo. erschienene Vita di Donna Olimpia Maldachini Pamfili, Principessa di S. Martino, Cognata d'Innocenzio X. sommo Pontefice. Es zeigte sich indeß nach angestellter Untersuchung, daß diese Schrift nichts anders als ein wiederholter Abdruck der schon im vorigen Jahrhundert vom Abt Gualdi herausgegebenen Lebensbeschreibung der Olimpia war. Ja ich fand nach aufmerksamerer Vergleichung der neuen Ausgabe mit der zu Ragusa 1667 gedruckten, daß je-

ne sogar nur ein Abdruck einer noch frühern unvollkommnern Ausgabe dieses Buchs, als diese zulezt erwähnte war, seyn konnte. Sie unterscheidet sich von dieser freylich hie und da durch einen modernen Ausdruck, aber doch im Ganzen durch einen weniger gefeilten Stil, und was die Hauptsache ist, durch Vorbeylassung mancher, die Olimpia sehr charakterisirenden Züge. Sie ist noch dazu mit einer Menge sinnverstellender Druckfehler überfüllt.

Ich beschloß also, die schon 1667 veranstaltete Ausgabe zu übersetzen, von der ich noch folgendes erinnern muß. Voran steht ein Brief eines gewissen Cäsar Gualdi an den Verleger, worinn derselbe versichert, daß sein bereits verstorbener Bruder, der Abt, einen zwiefachen Aufsatz über das Leben der Olimpia hinterlassen habe. Der erste unvollständige sey in Rom verfertigt, und nach des Verfassers Tode, zu des Bruders Misvergnügen, von dessen Freunden dem Druck überliefert. Ein andrer viel ausführlicherer, jedoch keine Widersprüche gegen den vorigen enthaltender Aufsatz sey in des Bruders Händen. Dieser Aufsatz wird vermittelst des Briefes dem Verleger zum Drucke angeboten, und kam wirklich zugleich mit dem Briefe heraus.

Bald erfuhr ich indeß auch dies, daß der Name Gualdi ein bloß erdichteter sey, unter dem sich

der

der im vorigen Jahrhundert durch seine vielen Schriften berüchtigt, wie berühmt gewordene Gregorius Leti versteckt habe. Eben dies von mir übersezte Buch steht nicht nur im Verzeichniß der Schriften des Leti, wie es in der Hamburgischen Bibliotheca historica, Centur. VI. im Morerischen Wörterbuch und Nicerons memoires Part II. angegeben ist. Sondern ich fand auch in andern Büchern eben dieses Verfassers z. B. il Nipotismo di Roma, und il Cardinalismo ganze Seiten von Wort zu Wort gerade so concipirt, wie ich sie im Leben der Olimpia gelesen hatte.

Nun entsteht also doch die Frage, ob wir dem Leti als Schriftsteller, und in seiner Person einem Manne trauen dürfen, der durch seine Apostasie von der römischen Kirche nicht ganz unbedeutenden Verdacht der Partheylichkeit gegen die Angelegenheiten des römischen Hofes auf sich zieht — der indeß auch würklich wegen seiner historischen Unglaubwürdigkeit manche Vorwürfe erfahren hat.

Er konnte unfehlbar in dieser Schrift zuverläßige Fakta vorbringen, wenn er anders, wie er selbst mehrmahls von sich versichert, Augenzeuge der von ihm erzählten Begebenheiten war. Und aus seiner Lebensgeschichte erhellt würklich, daß er sich gerade unter der

Regierung Innocenz des Xten in Rom befand. Er war nemlich von angesehnen Eltern im Jahr 1630 gebohren, und nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, welcher Kriegsdienste hatte, nahm ihn sein Onkle Augustin, Franz Leti, Prälat zu Rom, und nachmaliger Bischof von Aquapendente 1644 zu sich nach Rom. Er ging zwar bald von da nach Mayland zu dem Aufenthalt und Familiensitze seiner Mutter. Allein wie auch diese 1646 gestorben war, begab er sich gleich wieder zu seinem Onkle, wo er, einige kurze Reisen abgerechnet, drey Jahre nach einander blieb. Die Unzufriedenheit seines Onkles mit ihm, wegen seiner Abneigung sowohl vom geistlichen Stande als der Rechtsgelehrsamkeit, bewog ihn dann aufs neue, zwey Jahre in Mayland zuzubringen, und nachher auf Reisen zu gehn In Lausanne, wohin er 1659 kam, bekannte er sich endlich zur reformirten Religion, und wohnte nach seiner Verheirathung mit der Tochter des Arztes Joh. Ant. Guerini von 1660 an, achtzehn Jahre lang in Genf, wo man ihm wegen des Ruhms, den er durch Schriften bereits erhalten hatte, das Bürgerrecht schenkte, welches bis dahin noch keinem Italiäner eingeräumt war.

Hier an diesem Orte gab er denn mit den fingirten Druckorten Cosmopolis und Ragusa sein

sein italiänisch geschriebenes Leben der Olimpia mehrmals heraus, und zwar in 12 Bogen 1663, in 22 Bogen 1664 und in eben der Ausführlichkeit 1666, 1667, und 1671. In deutscher Sprache soll diese Schrift ohne Benennung des Druckorts schon 1666 herausgekommen seyn; in französischer hingegen zu Leiden 1666, zu Amsterdam 1671, und wie Herr Consistorialrath Walch in seinen Grundsätzen der Kirchengeschichte, 17tes Jahrhundert, Seit 367 anmerkt, zu Genf oder Paris und zwar mit Anmerkungen bereichert 1770. Doch kam mir diese Uebersetzung nie zu Gesicht.

So viel ist also, damit wir zu unserm Zweck zurückkehren, wohl unstreitig, daß Leti in der Erzählung des Lebens der Olimpia zuverläßig seyn konnte. Aber liefert er würklich zuverläßige Nachrichten?

Wenn man diese Schrift nur ohne Vorurtheile gegen ihn liest, kann man sich kaum des Gedankens enthalten, daß er glaubwürdig sey. Mit so schwarzen Farben er auch überhaupt die Olimpia schildert, so spricht er sie dennoch von gewissen gar zu gehäßigen Verbrechen, z. B. von der ihr schuldgegebenen Vergiftung ihres Gemahls, von der ehelichen Vertraulichkeit mit dem schon abgelebten Papste völlig frey. Er führt sogar für sehr viele Fak-

ta seine Gewährsmänner an, die man selbst um die Wahrheit seiner Aussagen befragen konnte. Ja er sagt es ausdrücklich, wenn er nicht für die Zuverläßigkeit irgend einer Anekdote bürgen kann, oder wenn dieselbe hie und da bezweifelt wird.

Heidegger, ein Coävus von ihm, der noch dazu in der Nähe von Italien lebte, und auf alles, was dort und in Rom vorging, aufmerksam war, liefert in seiner Geschichte des Pabstthums einen genauen und zusammengedrängten Auszug aus der folgenden Lebensbeschreibung, und sagt dann, freylich noch in dem Wahne, daß ein Italiäner, ein Römer, sogar ein Abt Verfasser derselben war, S. 398 der ersten Ausgabe seines Buchs: Falsa haec esse, nemo quantum sciam, contra Gualdum asserere, nedum probare sustinuit.

Dazu kömmt noch, daß Leti an einem Critiker wie Bayle, und zwar in mehrern Stellen seiner Nouvelles de la republique des lettres einen warmen Lobredner fand. Bayle schreibt ihm ausserordentliche Freymüthigkeit zu. Er behauptet freylich von ihm, daß er bey aller seiner Freymüthigkeit häufig Lobeserhebungen ausstreue, aber nennt es doch auch Leti's Manier weder das Gute, noch das Böse zu verschweigen. Er sagt, daß einige Schriftsteller eine

so ausgebreitete Correspondenz hätten als Leti, weil nicht bloß Privatpersonen, sondern sogar Ambassadeurs, Staatsminister, Fürsten und Fürstinnen ihn mit Beyträgen zu seinen Arbeiten unterstützten.

Daß er sich lieber Mishandlungen und Leiden aussezte, als die ihm bekannte Wahrheit verstellte, bewies er durch sein Verhalten in England. Er ward dort, wie er Genf verlassen hatte, von Carl dem IIten unter sehr vortheilhaften Bedingungen zum königlichen Historiographen ernannt. Er erfuhr indeß dort das Schicksal, welches er sich in einer Unterredung mit dem König, wegen der so freymüthig geschriebenen britannischen Geschichte schon vorher prophezeyt hatte. Die schon herausgekommenen 2 Bände davon wurden confiscirt, und er selbst muste, innerhalb zehn Tagen das Reich verlassen. — Was also die Nicerons und Gryphiusse, vorzüglich in Hinsicht auf die folgende Schrift, gegen ihn erinnern, möchte ihnen vielleicht nur durch Partheylichkeit und Leidenschaft eingegeben seyn.

Er giebt sich, um desto besser versteckt zu bleiben, bey der Erzählung des Lebens der Olimpia das Ansehn eines gutmüthigen Catholiken, der noch an ein Fegefeuer, ja sogar an Astrologie, und die zauberischen Wirkungen

von Liebestränken glaubt, dem indeß über manche Misbräuche seiner Kirche schon ein Licht aufgegangen ist. — Fehler dieser Schrift sind freylich Weitschweifigkeit, und Mangel an Plan. Ich habe den ersten, allen Schriften des Verfassers eignen Fehler so viel möglich durch Weglassung aller Wiederholungen und nicht zum Zweck gehörigen Ausschweifungen zu verbessern gesucht. Allein je mehr ich es fühle, daß ich ihn eben so wenig ganz verbessern konnte, als verbessert habe, desto sichrer rechne ich auch auf Nachsicht in diesem Stück.

Mit den wenigen von mir hinzugesezten Anmerkungen wollte ich keinen der päpstlichen Geschichte kundigen im geringsten belehren, vielmehr nur Unbekannte mit derselben insofern in sie hineinversetzen, als es zum völligen Verstande der hier vorkommenden Begebenheiten erforderlich ist. Doch konnte ich mich, ohne zu weitläuftig zu werden, nicht in eine Erörterung der Staatsangelegenheiten aller damaligen italiänischen Fürsten einlassen. — Woher ich diese Anmerkungen entlehnt habe, wissen Kenner der Geschichte selbst. Weil es andern ohnehin gleichgültig seyn wird, hielt ich es um so weniger für meine Pflicht, in einer Schrift, wie diese, es jedesmal anzumerken.

Göttingen den 24sten April 1783.

Nur das will ich von der Donna Olimpia erzählen, was ich als Augenzeuge sah. Ich schweige darum von ihrer Herkunft. Sie stammte aus dem Hause Maldachini, welches zu der Zeit in Rom wenig von sich hören ließ. Gern sagte ich etwas von ihrer Kindheit und Erziehung, wenn ich sie nicht erst kennen gelernt hätte, als sie nicht mehr unverheyrathet war. Sie war älter als ich, und nur das habe ich zu melden versprochen, was in einer Zeit von 25 und mehr Jahren, auf dem Schauplatz von Rom unter meinen Augen vorgegangen ist. Doch will ich noch dies anführen, was ich von solchen weiß, die während ihrer jüngern Jahre mit ihr umgingen. Seit ihrer ersten Jugend, sogar ihrer Kindheit, verrieth sie beständig ein herschbegieriges Gemüth. Sie allein wollte ihren Gespielinnen, bey ihren gemeinschaftlichen Kinderspielen immer vorschreiben. So erreichte sie das Alter, worin die Natur das Frauenzimmer zur Ehe aufzufordern pflegt.

Nach der Aussage einiger, fand sich ihre Familie an Glücksgütern sehr erschöpft. Ihre Bluts-

freun-

freunde versuchten also, (wie es in Italien gewöhnlich ist), alles mögliche, sie zum Klosterleben zu überreden.

Damit sie so viel leichter zu ihrem Zweck gelangen, und es der Welt zugleich verbergen möchten, wie viel Zwang sie bey der Olimpia anwenden müßten, (welches aufs strengste von den Päpsten verboten ist,) brachten sie sie auf einige Monate in ein Nonnenkloster, worin sie schon in ihrer Kindheit gewesen war, worin die Aebtißinn ihre Tante, und andre Nonnen ihre Verwandtinnen waren. Sechs Monate hintereinander ward sie hier aufs genaueste verwahrt. Man bediente sich des Vorwands, daß sie diejenigen Handarbeiten lernen sollte, die in Nonnenklöstern gewöhnlich von vorzüglicher Güte verfertigt werden. Unterdeß ward sie von den Nonnen unaufhörlich zum Eintritt in ihren Stand aufgefordert. Sie bewiesen ihr mit tausend Gründen die Glückseligkeit des Klosterlebens. Aber ihre Neigungen bestimmten sie mehr für die Ehe, als das Kloster. Oder sie dachte nicht einmal auf dieses, weil sie zu sehr auf jene bedacht war. Sie erklärte grade heraus, daß sie nie in die Wünsche der Ihrigen und die Aufforderungen der Nonnen, willigen würde, und wies dieselben mit folgenden Worten ab: „Sie sollten nicht mit ihr „darüber sprechen, sondern mit dem, „der die Gabe der Enthaltsamkeit ge-

„wäh-

„währen könnte.„ Die Aebtißinn versuchte neue Vorstellungen. Sie hieß dieselbe den Nachtheil bedenken, den sie ihrer schon nicht mehr begüterten Familie durch Beharren auf ihrem Vorsatz verursachen würde; und daß diese, ohne Gefahr sich zu Grunde zu richten, sie unmöglich ihrem Stande gemäß ausstatten könnte. Die Aebtißinn trug ihr verschiedne Beyspiele davon vor. Aber Olimpia war gegen alle Vorstellungen taub. Sie antwortete nichts als dies: „Frau Tante! „Lieber mag meine Familie sinken, als „daß ich mich aufzehren sollte.„

Jene Habsucht und Herrschbegierde, jene Schlauigkeit und Arglist, welche nachmals dieser Dame eigen zu seyn schienen, waren insgesammt in diesem Kloster ausgebildet. Sie nahm, wie sie es verließ, alles Schlimme desselben mit sich heraus, aber wenig von dem Guten, welches sich noch darinn antreffen ließ. Befremden darf uns dies nicht. Je ärmer die Nonnen sind, desto emsiger streben sie nach Reichthümern, und lassen sich gewöhnlich nichts von dem, was sie erhaschen, wieder entziehn. Sie sehn sich ferner zu einem erzwungnen Gehorsam verpflichtet; und über ihrer Bemühung, sich demselben zu entreißen, gewöhnen sie sich an alle nur ersinnliche Kunstgriffe. Die menschliche Natur ist nun einmal so schwach. Kaum tritt ein Mädchen in ein Kloster, so befleckt es sich

viel

viel leichter mit jenen Lastern, als daß es die Tugenden der Nonnen nachahmen sollte. Gerade so ging es der Olimpia auch. Es war ihr wenig darum zu thun, die Nonnen als Muster guter Zucht und der Strenge gegen sich selbst zu betrachten. Sie nahm lauter schlimme Eindrücke von ihnen an, und erhielt von Stund an den Charakter, den sie nachmals als Gattinn behauptete, und mit dem sie der Kirche nach eignem Gefallen Befehle gab.

Dennoch liessen ihre Angehörigen nicht ab, ihr mit Vorschlägen zum Klosterleben zuzusetzen. Sie floh darum einst, um sich von so lästigen Anträgen zu befreyn, in das Haus einer ihrer Tanten. Hier blieb sie einige Monate, bis sie mit den Ihrigen wieder einig geworden war. Und darauf trug sich etwas zu, welches ein merkwürdiges Faktum in ihrer Geschichte abgiebt.

Ihre Verwandten suchten, weil doch alle ihre Versuche fruchtlos geblieben waren, das Herz der Olimpia vermittelst ihres Beichtvaters zu gewinnen. Dieser war ein sehr gelehrter exemplarischer Augustinermönch.

Zu ihm ging Donna Olimpia häufig in die Beichte, wie es die römische Sitte mit sich bringt. Er ließ, um der Bitte ihrer Verwandten Genüge zu leisten, sich oftmals ausführliche Reden von dem Klosterstand entfallen. Er ermahnte das Mädchen, ja die schöne ihr dargebotne Gelegenheit zu nutzen,

vermöge der sie, fern von dem Geräusche der Welt, sich ganz der Verehrung Gottes weihn könnte. Sie entdeckte ihm freylich ihre, seinen Ueberzeugungen ganz und gar nicht entsprechende, Neigung. Aber dennoch drang er auf alle Weise in sie, so daß er ihr immer neue Beyspiele und Erinnerungen vorlegte, und ihr höchstbeschwerlich mit seinen Rathschlägen ward.

Schon fing sie an, sich über ihren Beichtvater zu entrüsten. Oft, wenn sich andre zur Beichte einfanden, stellte sie sich krank. Sie machte auch sonst alle mögliche Versuche, ihren Beichtvater mit einem andern zu vertauschen. Wie das ihre Verwandte merkten, zwangen sie sie nur um desto mehr, wieder zu ihm zu gehn.

Hierüber ward Olimpia aufgebracht, und entschlossen, es koste was es wolle, sich von solcher Beschwerde zu befreyn. Sie ließ sich merken, daß ihr Beichtvater sie in der Beichte hätte verführen wollen. Von der Inquisition wurde die Sache untersucht, und der arme Mann zu einer harten Gefangenschaft verurtheilt. Sechs Monate lang saß er, so unschuldig er auch war, in einem dunklen Kerker, ward darauf aus Rom ganz verbannt, und nicht nur auf immer seines Beichtvateramts entsezt, sondern auch von jeder Würde, zu der er in seinem Orden gelangen konnte, ausgeschlossen. Er ward zwar nach 6 Jahren in seine vorigen Rechte

wie

wieder eingesezt. Aber dennoch wollte er sobald noch nicht nach Rom kommen.

Das Schicksal dieses Mönchs war ein Vorspiel jener Verfolgungen, welche unter der Regierung von Innocenz, durch Vermittelung der Donna Olimpia über so manche arme Geistliche und Prälaten ergehn sollten. Sie wurden verbannt und unschuldiger Weise gemißhandelt, blos darum, weil sie kein Geld für diese Dame hatten, die so habsüchtig auf Gold und Silber war.

Wir wollen indeß die angefangne Erzählung von dem Beichtvater gleich zu Ende bringen, damit wir nicht bey anderer Gelegenheit darauf zu weit gehen dürfen. Gewissensbisse wegen der veranlaßten Strafe eines Unschuldigen, folterten unsre Dame doch von Zeit zu Zeit. Kaum sah sie sich darum an der Seite ihres Schwagers in den Vatikan erhoben, so erkundigte sie sich, ob jener Mönch noch lebe. Er lebte würklich, und zwar nicht gar ferne von Rom. Wie sie dies hörte, ließ sie ihn zu sich einladen. Den Auftrag dazu gab sie dem General des Augustiner-Ordens, welcher mit um das Vergangene wußte.

Der Pater begab sich unverzüglich zu ihr. Sie fragte ihn beym ersten Anblick, ob er ihr noch wohl rathen möchte, ins Kloster zu gehen. Bescheiden und demüthig erwiederte er: „Es war „nicht meine Absicht Ew. Excellenz zu einer bösen

That

„That zu überreden. Das nicht, erwiederte die „Dame, aber gut würde ich doch auch nicht ge„than haben, wenn ich euch gefolgt wäre. Ich „wäre dann ja nicht, wie izt, im Stand gewesen, „mehr aus euch zu machen, als ihr seyd.„

Der Pater schwieg; denn er errieth aus diesen Worten Olimpiens Absicht, ihm zur Beruhigung ihres Gewissens, Gutes zu thun, welches denn auch geschah. Sie befahl ihm, in sein Kloster zurück zu kehren, nachdem sie ihn zuvor zum Papst, um dessen Fuß zu küssen, geführt hatte. Aber 8 Tage darauf ließ sie ihn, zur Verwunderung aller, die die Ursache davon nicht wußten, zum Bischof präkonisiren.

Man hält diese edelmüthige Handlung der Olimpia für ihre einzige, während ihres ganzen Lebens, weil sie nichts umsonst that. Sie vergütete durch diese Standeserhöhung dem guten Pater die Beschimpfung, die sie ihm vermittelst einer falschen Anklage zugefügt hatte, wie den Verlust, den er bey der Entsetzung von seinen Aemtern erfahren muste.

Die Verwandten unsrer Olimpia hörten inzwischen auf, ihr mit dem Kloster weiter beschwerlich zu fallen. Sie dachten auf ihre Verheirathung, um sich auf die Art eine, in der That nicht wenig gefährliche Last, vom Halse zu schaffen. Ungefähr im 18ten Jahr ihres Alters ward sie also mit dem

Signor Pamfili, Bruder des Joh. Baptist. Pamfili, des nachmahligen Papstes Innocenz, vermählt. Beyde Familien standen in keiner Bekanntschaft mit einander. Ein Zufall, den ich erzählen will, war die Veranlassung dieser Heirath.

Das Maldachinische Haus entschloß sich aus Ehrerbietung gegen die heil. Jungfrau zu einer Reise nach Loretto. Sieben an der Zahl aus diesem Hause vollzogen diesen Entschluß im Anfange des Mays. An dem nämlichen Tage mit ihnen reiste, und zwar aus ähnlichem Antrieb, Signor Pamfili nach eben dem Ort. Er war bloß von einem einzigen Bedienten begleitet, und entschlossen, diese Wallfarth mit grosser Andacht zurückzulegen.

In einem Gasthause von Borghetto, hinter dem Berge San Silvestro, traf Signor Pamfili die Maldachinischen Herschaften. Er machte Gesellschaft mit ihnen, wie Reisende gern zu thun pflegen, um so mehr, wenn sie aus einer Stadt sind. Hier sah er auch die Olimpia, und gewann sie lieb. Hier fing er an, um sie zu werben, und ihr aufzuwarten. Doch überschritt er die Schranken nicht, welche ihm die Sitte von Rom sezte, bis auf diejeinigen Freyheiten, wozu er durch die Reise berechtigt war. Olimpia war gegen seine Hochachtungsvolle Zuneigung nicht gleichgültig. Sie erwiederte dieselbe durch sehr einnehmende Aeusserungen, und gab ihm deutliche Be-

weise unverkennbarer, aber rechtmäßiger Liebe. Signor Pamfili behielt also so tiefe Eindrücke von ihren Annehmlichkeiten, daß er, gleich nach ihrer Rückkehr nach Rom, auf eine Heirath antrug: Er erhielt auch, nach dem ersten Antrage, die Einwilligung, weil kein Hinderniß einer Verbindung statt fand, bey der sich beyde Theile das Gleichgewicht hielten.

In Rom ward das Beylager zu grosser Zufriedenheit des Brautpaars und mit demjenigen Aufwande vollzogen, den die damaligen Vermögensumstände beyder Familien erlauben wollten. Die Kosten dazu wurden nach der verabredeten Mitgift abgemessen, welche nicht sogar beträchtlich war. Im Anfang liebten sich beyde Ehegatten ungemein. Zwey Töchter waren die Frucht dieser Liebe, aber nur ein einziger Sohn. Die ältere Tochter ward in der Folge mit Signor Giustiniani und die zweyte mit dem Fürsten Ludovisio vermählt. Der Sohn Camillo ward ein Spiel der eigensinnigen Launen seiner Mutter und des Papstes, seines Onkles.

Die erste Scene, die auf dem Schauplatze Roms in dem Leben der D. Olimpia auffallend war, war Erkaltung der Liebe gegen ihren Gemahl. Nach 10 Jahren hatte dieselbe allmählich abgenommen, ohne daß er selbst, seiner möglichsten Bemühungen unerachtet, die Ursache davon entdecken konnte. Aber was der Gemahl nicht konnte, das vermoch-

ten die Römer. Sie sahen so klar, wie sehr Olimpia ihren Schwager liebte, daß sie anfingen dieselbe eines unkeuschen Lebens öffentlich zu beschuldigen, weil sie fest glaubten, daß die Zeiten eines Herodis wiedergekommen seyn, worinn es sich der Bruder erlaubte, im Angesicht des Volks und der Kirche, seines Bruders Weib zu rauben.

Und welcher Vernünftige sollte nicht diesen Argwohn gehegt, welcher Rechtschaffne sich nicht daran geärgert haben, da Winke, Geberden und Handlungen dieser verschwägerten Personen zum Verdacht und zum Aergerniß veranlaßten!

Viel öfter saß Olimpia bey ihrem Schwager in der Kutsche, als bey ihrem Gemahl. Sehr viel öfter war sie bey jenem im Cabinette, als bey diesem. Und was noch mehr ist. Oft konnte der Gemahl weder seinen Bruder noch seine Gattinn im Hause auffinden. Das heist mit deutlichern Worten: Beyde konnten nicht ohne einander seyn. Wohin einer ging, folgte auch die andere nach.

Schon wurde das Gerede darüber in Rom einigermaassen laut. Aber wie wohl manche auf alle Weise daran einen Anstoß nahmen, so gab es doch andere, die, und zwar aus folgenden Gründen, nicht dadurch entrüstet wurden, oder daran Theil nahmen.

Zuvörderst waren sie solcher Unordnungen gewohnt, dergleichen man in Rom genug zu hören und

zu sehen bekam, ob sie gleich nie so ruchtbar geworden waren, als zur damaligen Zeit. Hernach konnten es sich auch manche gar nicht vorstellen, wie eine Dame gleich der Olimpia, von einer ziemlich feinen Bildung, mit einem schönen Gesicht, einer heitern und lächelnden Mine, den allerhäßlichsten Menschen lieben könnte, wie es gerade ihr Schwager war. Im Gegentheil besaß ihr Gemahl ein gewisses angenehmes Wesen; er war noch dazu, wie wohl nur freylich mittelmäßig schön. Aber eben daraus erhellt die übermäßige Herrschsucht der Frauenzimmer. Verblendet von dieser Leidenschaft, pflegen sie sich nicht bloß Männern, so gar Ungeheuern, Preis zu geben. Wie D. Olimpia dazu veranlaßt ward, erzähle ich izt.

Signor Pamfili, ihr Gemahl, folgte der Gewohnheit der übrigen Italiäner, welche ihre Gattinnen in der grösten Unterwürfigkeit zu erhalten suchen. Von keiner seiner Unternehmungen benachrichtigte er seine Gemahlinn; viel weniger fragte er sie dabey um Rath. Der Abt, sein Bruder, hingegen ließ seine Schwägerinn um alle seine öffentlichen und Privatgeschäfte wissen. Von ihr erhielt er denn Belehrungen darüber, die er wie Orakelsprüche aufnahm, und denen er niemals ungehorsam war. Oft ging er, nach der Sitte der Klosterbrüder, die vor ihren Ausgängen aus dem Kloster sich jedesmal von ihrem Obern den Segen

geben lassen, ohne den Segen seiner Schwägerinn nicht aus dem Hause.

Auch dies darf uns nicht befremden. Die meisten Prälaten, die in Rom bey ihren Brüdern und Schwägerinnen wohnen, machen es eben so, um nur die so sehr ehrgeitzigen Damen sich geneigt dadurch zu erhalten. Ohne Erfindung dieser Politik, würden viele, von ihren Verwandtinnen geliebte Prälaten denselben gehäßig seyn. Aber eben dadurch werden auch aus Damen Prälaten, und aus Prälaten Damen zum grossen Aergerniße Roms. Auffallend mußte indeß diese in Rom gewöhnliche Sitte doch an dem Pamfili seyn. Vielleicht kannte er selbst sein rauhes und dem Frauenzimmer äusserst widriges Ansehen. Er wünschte, von seiner Schwägerinn geliebt zu werden, und suchte sie dazu durch unbeschränkte Unterwerfung seines Willens unter den ihrigen zu veranlassen.

I.

Und sie, die vor grossen Ehrgeitz, nach nichts so sehr, als nach einiger Herschaft strebte, sie liebte ihn gern, oder stellte sich wenigstens, ihn zu lieben, um ihn zum Gehorsam desto mehr zu verpflichten. Jemehr er sich also vor ihr schmiegte, desto mehr vervielfältigte sie die Beweise ihrer Liebe gegen ihn. Nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie sich dabey Gewalt anthun muste, welches bey ihm freylich der Fall nicht war.

Wie er aus einem Abt Prälat ward, und täglich höher im Besitz kirchlicher Würden stieg, fand

Olimpia Gelegenheit, ihr Ansehen mehr durch die That zu beweisen. Sie verlangte, daß alle Unternehmungen ihres Schwagers ohne Ausnahme nach ihrer Anordnung eingerichtet seyn sollten. Und er bequemte sich gern in ihren Willen, ohne auf irgend etwas anders Rücksicht zu nehmen.

Dieses gegenseitige Verhalten erhöhte unaussprechlich den Argwohn des armen Gemahls. Er bemühte sich nur um desto mehr, die Schritte seiner Gattinn und seines Bruders auszuspähen. Aber besser würd er dies unterlassen haben. Ueber der Wahrnehmung so mancher Unanständigkeiten erstarrte sein Blut in seinen Adern. Er verlohr seine blühende Gesichtsfarbe. Seine Freunde und sämtliche Blutsverwandte versprachen sich wenig Gutes davon. Sie klagten um ihn, als um einen Verstorbenen, ob sie ihn gleich noch lebendig in ihrer Mitte sahn.

Die Gemahlinn und der Bruder bemerkten es. Sie konnten sich der Furcht nicht erwehren, daß ein Mann, der von gerechter Empfindlichkeit gegen sie durchdrungen war, sich auf Unkosten ihres Lebens zu rächen suchte. Sie berathschlagten darum mit einander, was wohl nun zu thun sey.

Der Abt beschloß, sich um ein Amt ausserhalb Roms zu bewerben, welches er ohne Mühe erhielt. Er verließ die Stadt, mit der Hofnung, daß nach seiner Abreise alles vergessen seyn würde, weil seinem

Bruder der Unfug, den dieser gar nicht dulden zu wollen schien, dann nicht mehr so gegenwärtig wäre. Donna Olimpia befand sich in der äussersten Verwirrung. Man wuste nicht, was ihr kränkender seyn mochte, ob die Entfernung ihres Schwagers, oder der Gedanke, ihr Schicksal von den Entschliessungen eines beleidigten wider sie aufgebrachten Gemahles abhängen zu sehn.

Sie bemühte sich die beunruhigenden Sorgen, die, wie sie wohl wuste, diesem durch den Kopf gingen, durch Liebkosungen und Beweise ihrer Folgsamkeit zu zerstreun. Zugleich war sie äusserst aufmerksam auf ihn und alle seine Schritte. Er hingegen gab sich das Ansehn, als ob er die Liebkosungen seiner Gattinn mit Vergnügen annähme, und als ob er gar um nichts wüste, um nur ihr nicht Veranlassung zu gefährlichen Entschliessungen zu geben.

In solcher Lage starb Signor Pamfili. Olimpia führte nun nicht blos unumschränkte Herrschaft über ihren Verwandten, sondern auch über alle Angelegenheiten der Pamfilischen Familie, die sich, eine Schwester ihres Gemahls nicht mit eingerechnet, nur auf vier Personen, ihren Schwager, Sohn und beyde Töchter einschränkte. Auch Pamfilis Tod erregte wieder mannigfaltigen Verdacht. Viele glaubten, Olimpia habe sich gefürchtet, zuerst vergiftet zu werden, und um dies zu verhüten,

und unbeunruhigt leben zu können, vergiftete sie ihren Gemahl.

Wahr ist es. Er starb nach einem Fieber, welches auf die vom Arzt ihm verordneten Arzeneymittel eingetreten seyn soll. Diese Krankheit verhinderte, daß das Volk nicht öffentlich von Vergiftung sprach, und nahm den Richtern alle Veranlassung, ihren Pflichten Genüge zu leisten. Doch hafteten bey vielen unangenehme Vorstellungen, zufolge der sie in ihren Unterredungen über diesen Vorfall, gewiß nicht zu Olimpiens Ehre sprachen. Was mich betrift, so habe ich nie an dergleichen glauben wollen. Von zweydeutigen Angelegenheiten denke ich immer lieber Gutes als Böses. Und da auch der gröste Theil noch ungläubig war, thut man wohl, den meisten Stimmen zu folgen, und für unwahr zu halten, was in diesem Fall der Ehre unsrer Dame nachtheilig seyn könnte.

Einige Monate darauf kehrte Sign. Pamfili nach Rom zurück. Er strebte nicht sowohl nach höhern Ehrenstellen, als nach dem Genuß der Liebe seiner Schwägerinn. Sie erwartete mit grossem Verlangen seine Zurückkunft. Doch blieb er nicht so gar lange in der Stadt. Er fand sich zu neuen Aemtern in der Kirche aufgefordert, wobey es ihm nur nahe ging, daß er aus Rom muste.

Die Grösse seiner Achtung gegen die Olimpia kann man aus einem Briefe kennen lernen, der mir,

ich weiß selbst nicht einmal wie, in die Hände gekommen ist. Dieser ward ihr von Spanien aus, wo sich Pamfili als Nunzius aufhielt, nach Rom geschickt, und hatte folgenden Inhalt:

Liebste Schwägerinn!

„Meine Unternehmungen gelingen mir in „Spanien nicht so glücklich, als in Rom. Das „macht. In Rom, aber nicht in Spanien, fand ich „mich durch Ihre Rathschläge unterstützt. In „meiner Entfernung von Ihnen gleiche ich einem „Schiff ohne Steuer, welches allein seinem guten „Glück überlassen ist. Dies halte ich für meine „Pflicht, Ihnen zum Beweis meiner Ergebenheit „zu sagen. Ich ersuche Sie, mir ausführlich auf „dasjenige zu antworten, welches ich vermittelst „meines Sekretairs schriebe. Glauben Sie daß „ich bleibe

Ihr ergebenster Diener und Schwager
Pamfili.

Unglaublich ist es in der That, daß ein solcher in öffentlichen Bedienungen stehender Mann ähnliche Briefe an eine Frau schrieb; daß er sogar keine Rücksicht auf seine Ehre nahm, um noch erst zu bedenken, wie so leicht doch Briefe verlohren gehn können, wie denn würklich auch dieser verloh-

ren ging. Aber da er sich ganz zum Sklaven seiner Schwägerinn angegeben hatte, war es auch keine Erniedrigung mehr für ihn, — ihr seine Freundschaft eigenhändig zu erkennen zu geben. Wahrhaftig war dieser Brief ein klarer Beweis von der gegenseitigen Liebe beyder Personen, und eine sichre Bestätigung dessen, was aufmerksame Beobachter zu sagen pflegten, daß Olimpia päpstlichen Nunzien Anweisungen gäbe.

Unzweckmäßig wird es indeß nicht seyn, die Gemüthsart dieser Dame, bevor sie sich in den Vatikan, wenn gleich nicht mit einer Bischofsmütze, doch mit ihrer Herschaft erhob, einigermassen abzuschildern. Sie sprach nicht sehr viel in gewöhnlichen Frauenzimmergesellschaften, aber desto mehr, wenn sie mit Männern reden konnte. Doch war ihr dies nicht von Natur eigen, sondern sie zwang sich, ihren Grundsätzen gemäß, dazu. Denn mehrmals gestand sie, daß sie keine Worte bey einem Geschlecht verliehren wolle, von dem sie nur das an sich hätte, welches aufzugeben nicht in ihrer Macht sey.

Gründlich waren immer ihre Unterredungen über politische Gegenstände. Sie waren auch häufig mit Stellen aus Büchern untermischt, die ihr das Ansehen einer Dame von grosser Gelehrsamkeit gaben, welches sie nun freylich nicht war. Nur hatte sie ein so sehr glückliches Gedächtniß,

daß sie nur ein einzigesmal irgend etwas hören, oder lesen durfte, um es nie wieder zu vergessen. Ohne sich grosse Gewalt anzuthun, konnte sie keinem fremden Gutachten folgen. Lieber hätte sie sich bey der Befriedigung ihres Eigensinns unglücklich, als bey der Folgsamkeit gegen den Rath andrer glücklich gemacht. Doch gab sie gern Rathschläge jedem, der sich mit ihr unterhielt, und ereiferte sich aufs höchste, wenn man denselben kein Gehör geben wollte.

Der Geiz beherrschte sie in solchem Grade, daß sie es nicht einmal hören wollte, wenn von der Grosmuth andrer gesprochen ward. Sogar machte sie vermittelst eines ganz eignen Grundsatzes aus jenem Laster eine Tugend, denn das Frauenzimmer, sagte sie, sey zum Zusammenhäufen, aber nicht zum Verschwenden bestimmt. Oft veränderte sie ihre Bedienten beyderley Geschlechts, um zu verhindern, daß sie ihr durch die Länge der Zeit zu dreist würden. Es ist sehr wahr, daß ihre Bedienten nach Verfluß eines Jahres über sie zu klagen anfingen, weil sie den ihnen zukommenden Lohn nicht eintreiben konnten.

Niemals, oder doch nur höchst selten, wohnte sie Bällen oder andern Feyerlichkeiten bey, woraus sonst die römischen Damen so viel zu machen pflegen. Sie wollte nur nicht verpflichtet seyn, ähnliche Feste in ihrem eignen Hause anzustellen. Am mei-

sten glänzte sie mit ihrer Mildthätigkeit gegen arme Geistliche. Aber hauptsächlich suchte sie dadurch nur den Ruhm einer religiösen Dame zu erhalten. Denn sie gab kein Allmosen, ohne vorher im ganzen Pallast damit umhergelaufen zu seyn. Und in der That, kaum saß sie im Vatikan hinter den Schößen von Innocenzens päpstlichem Habit, so vergaß sie auch ganz der Geistlichen und Allmosen. Ein deutlicher Beweis, daß ihr vormaliges Verhalten ihr nicht von Herzen ging. Pasquin nahm davor Gelegenheit zu sagen: Donna Olimpia sey olim pia gewesen, aber nun sey sie impia.

Sie vernachläßigte die Erziehung ihrer Kinder, vorzüglich ihres Sohns. Sie fürchtete nehmlich, daß, wenn dieser mit einem etwas hohen Geist erwüchse, ihre unumschränkte Oberherrschaft über die Pamfilische Familie dadurch gekränkt werden möchte. Eine teuflische Politik! Und doch ists, als ob der Saame dazu in den Herzen aller Römischen Fürstinnen läge. Don Camillo erwuchs also so unwissend, daß er im zwanzigjährigen Alter kaum schon lesen konnte.

Die Tafel der Olimpia war gar nicht glänzend. Alle Tage muste der Hausverwalter ihr die Rechnung bis auf einen Heller ablegen. Sehr freygebig war sie indeß mit Höflichkeitsbezeugungen, und versprach viel mehr, als warum man sie bat. Sie war nehmlich sicher, immer Veranlassung zu

Entschuldigungen, oder zur Abläugnung des von ihr geschehenen Versprechens zu finden; in welchem Punkt sie ungemein verschlagen war.

1632 den 9ten November kreirte Urban der VIIIte 10 Cardinäle. Der erste derselben war Signor Pamfili, damals noch Nunzius in Spanien. Nie würden die Barberini ihre Einwilligung in diese Wahl gegeben haben, hätten sie nicht die Charge eines Auditors di Rota, welche Pamfili bekleidete, verkaufen zu können gehoft. Ausserdem war Urban entschlossen, alle seine Nunzien bey gekrönten Häuptern zu Cardinälen zu machen. Er wollte dadurch zu erkennen geben, wie gern er diejenigen belohnte, die der christlichen Kirche mit einigem Eifer dienten.

Die Barberini hatten indeß auch eben keine Ursache, die Erhebung dieses Prälaten zu verhindern. Er hatte noch niemals zu ihrem Nachtheil etwas gethan. Viele wollten entdeckt haben, daß er es sich mehr angelegen seyn ließe, diesen päpstlichen Nepoten, als der Christenheit zu dienen. Und wenn er auch der Kirche diente, so geschah es doch zugleich nach dem Wunsch der Barberini. In keinem Stücke wich er von ihren Vorschriften ab, wie es ihn seine Schwägerinn selbst geheissen hatte. Noch dazu pflegte er bey der Charge eines Auditors di Rota, und bey andern, die er zu Rom bekleidet hatte, nie etwas zu unternehmen, ohne die Barberini

zu fragen, was geschehen müste. Ja er gab ihnen viele Gelegenheiten, sich auf mehr als eine Art zu bereichern.

Unbeschreibliche Freude empfand indeß D. Olimpia über diese Wahl. Sie versprach sich, von der Zeit an, immer grösseres Ansehn. Und wie Pamfili's rother Hut ihren Uebermuth sehr erhöhte, so setzte sein Purpurkleid ihr Herz nur noch mehr für ihn in Flammen. Nach dem Tode ihres Gemahls verhinderte sie ja auch nichts, ihre ganze Liebe einem andern zu schenken. Beyde lebten nun, und aßen auch die meiste Zeit mit einander. Wer eine Gunst vom Pamfili zu suchen hatte, muste Olimpien darum ansprechen; aber was Olimpia thun konnte, darum bat man nie erst den Cardinal. Wer von diesem eine abschlägige Antwort erhielt, entrüstete sich nicht darüber, sondern sagte blos beym Weggehen: Vielleicht hat er mit Donna Olimpia noch nicht gesprochen.

Sie lehrte den Cardinal erst recht die Verstellungskunst, so alt er auch schon am römischen Hof geworden war, wo sich zu verstellen, der wichtigste Grundsatz ist. Ich selbst hörte sie einst auf folgende Art zu ihrem Schwager reden:

„Bruder! Ich kann es unmöglich ausspre„chen, welche Freude der Anblick Ihres Purpurs „in mir entflammt. Sie selbst können es ja auch „nach Gefallen bemerken, weil sie die Schlüssel zu

„meinem Herzen haben. Ihr Verdienst, und „nicht Urbans Gunst hat sie zum Cardinal erhoben. „Wie hätte der Hut einem Prälaten vorenthalten „werden dürfen, der der Kirche so gute Dienste zu „leisten weiß? Aber macht das Verdienst gleich „Cardinäle, so macht es niemals Päpste, weil da„zu etwas anders erforderlich ist. Nach meinem „Bedünken beruft man nicht sowohl diejenigen zu „solchem erhabnen Posten, die in der That recht„schaffne Männer sind, als vielmehr die, die es zu „seyn scheinen. Das Aeußre, nicht das Innre „macht zum Papst. Wer Cardinal werden will, „muß mit allen reden, mit allen sich in Unter„handlungen einlassen, mit allen umgehen. Wer „hingegen den päpstlichen Stuhl zu besteigen „sucht, muß es ganz anders anfangen; wenig re„den, noch weniger den Geschäftsmann abgeben, „und mit keinem Menschen umgehn. Bey einer „Papstwahl nehmen die Cardinäle nicht auf Tu„gend Rücksicht. Alsdann besteht die Tugend in „einem niedergesenkten Hals. Die ganze Geschich„te lehrt es sie, und am Urban hatten Sie die eig„ne Erfahrung, daß die Päpste ihren Charakter „ändern. So lange sie Cardinäle sind, verschliessen „sie ihren Charakter in sich. — Zur Glückseligkeit des „Pamfilischen Hauses, und meiner vollkommensten Zu„friedenheit fehlt nun nichts weiter, als daß man Sie „auf dem Throne des Vatikans sitzen sehe. Doch das

„Glück,

„Glück, welches schon so viel andre wider Ver„dienst und Erwartung zu solcher Würde erhob, „wird auch Sie dazu erheben können, die Sie noch „vermittelst Ihrer Verdienste darauf rechnen dür„fen. Sixtus V stellte sich, seiner grossen Gelehr„samkeit ungeachtet, dennoch einfältig und un„wissend, so lange er Cardinal war. Gewiß er „wuste es, daß eine scheinbare Einfalt eher zu sol„cher Würde verhelfen könne, als Verstand und „Wissenschaft.„

Mit solchen Ermahnungen verband sie noch andre, welche mir, die Wahrheit zu sagen, es nicht zu verdienen scheinen, daß sie von einem Geistlichen aufgezeichnet werden. Ich würde mich sonst auch genöthigt finden, zu erzählen, was ich dabey mit meinen Augen sah. Und das wolle der Himmel nicht! Genug daß Olimpia den Cardinal ihren Schwager zu solcher Wachsamkeit veranlaßte, daß er Tag und Nacht auf Annehmung derjenigen Sitten dachte, welche sie eine Leiter zur päpstlichen Würde zu nennen pflegte.

Vergeblich waren diese Lehren nicht bey ihm. Zwar war er seines schlechten Herzens ungeachtet, doch nur einfältig, wo nicht gar durchaus unwissend in Absicht auf gewisse Grundsätze, die am römischen Hofe herrschender als an irgend einem andern zu seyn

pflegen. Weil er indeß einsah, daß die Absicht seiner Schwägerinn auf seine Erhebung gerichtet war, und keinen nähern Vertrauten, als sie hatte, hielt er oft lange Unterredungen mit ihr über die nächste Besetzung des päpstlichen Stuhls, dessen Erledigung man, bey Urbans hohem Alter, täglich erwarten muste.

In allen Stücken war er denn allmählig Meister der Verstellungskunst geworden; nur in seiner Liebe gegen seine Schwägerinn nicht. In den Congregationen spielte er den Gelinden, im Umgange den Demüthigen, in den Kirchen den Andächtigen. Aber Olimpien liebte er, vor den Leuten, wie im Herzen, bis zum Anbeten. Jedermann bewunderte es, wie ein Cardinal, der einigen, wenn auch nur entfernten Anspruch auf den päpstlichen Stuhl hatte, sich so offenbare Freundschaft mit einer Dame zu gut halten könnte.

Es ist einem Grossen schwer, gewisse Fehler zu verbergen, die dem Volk, welches auf die Vornehmern immer aufmerksam ist, nothwendig ins Auge fallen müssen. Je höher also jemand an Würden steigt, desto mehr werden auch diejenigen seiner Fehler ins Licht gesezt, welche vorher gleichsam im Dunkel blieben. Je mehr also auch der Abt Pamfili, vermittelst seiner Aemter, die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich zog, desto mehr sprach man von seiner Liebe zu seiner Schwägerinn, weil er selbst

nicht klug genug war, dieselbe zu verbergen, ja auch, nachdem er Papst geworden war, Veranlassung zu noch lautern Gesprächen dadurch gab. Aber was noch mehr zu bewundern ist, Olimpia, welche doch nie studirt hatte, verrieth mehr Verstand, als ihr gelehrter Anverwandter, der im Verhältniß gegen sie wenig Urtheilskraft besaß.

Zum Beweis ihrer Klugheit, wuste sie ihrem Schwager zu gefallen, und zugleich über ihre Liebe gegen ihn so zu gebieten, daß manche nicht einmal Veranlassung fanden, über sie ungehalten zu seyn. Ihre Herschaft über das Gemüth des Cardinals verbarg sie so, daß sie sich mehr das Ansehn der Beherrschten, als der Beherrscherinn gab. War von ihm die Rede, so gedachte sie seiner mit Zurückhaltung. Sie suchte aufs genaueste die herrschenden Gesinnungen der übrigen Cardinäle in Beziehung auf seine Person zu erforschen, und erkundigte sich bey ihm nach deren Charakter.

Zeigte sich ihr Gelegenheit, irgend einen von der Spanischen Faktion, einen Cardinal oder Staatsbedienten, zu sprechen, so bezeugte sie, wie sehr ihr Schwager dieser Krone zugethan sey. Unterhielt sie sich mit einem französisch Gesinnten, so ließ sie sich merken, daß jener eine geheime Zuneigung gegen Frankreich hege; daß er diesem Hofe, bey vorkommenden Fällen, als geheimer Freund

desselben, größre Dienste leisten würde, als es dessen übrigen offenbaren Freunden möglich wäre.

Das Gerücht sagte überall, daß der Cardinal Pamfili in den Congregationen nichts wichtiges vornähme, ohne seine Schwägerinn vorher davon zu benachrichtigen, oder daß er, wenn ihm jenes die Zeit nicht erlaubt hätte, ihr doch ausführlich erzählte, was vorgegangen sey. Dies Gerücht that ihm nicht wenig Schaden, und zog ihm manche Stachelreden zu. Unter andern eine, die den Pamfili mehr als sonst etwas gegen den Palotta aufbrachte, dem er darum nie eine Gefälligkeit erwies.

Zur Staats-Congregation gehören alle diejenigen Cardinäle, welche Nunzien gewesen sind, wei man ihnen Erfahrung in politischen Angelegenheiten zutraut. Folglich waren auch Pamfili und Pa lotta Beysitzer derselben, jener weil er Nunziu in Spanien, und dieser, weil er es in Frankrei gewesen war. Einst berathschlagte man in dies Congregation in Gegenwart des Cardinals Franzi ko, als päpstlichen Nepoten, über einige mir unb kannte Angelegenheiten des Herzogs von Parm Auch Pamfili sagte seine Meynung darüber, w ihn die Reihe traf. Palotta war mit derselben u zufrieden, weil sie der seinigen ganz und gar ent gen gesetzt war. Er verlohr auf einen Augenbl die ihm sonst eigne Sanftmuth, und sagte, da

jenes Weiberanschläge seyn möchten. Dieser Stich verwundete den Cardinal nicht wenig. Sogleich ließ er sichs nicht merken, aber wohl, nachdem er Papst geworden war; Alsdann zeigte auch Olimpia, sie habe jene Stachelrede, wovon sie benachrichtigt wurde, noch nicht verschmerzt.

Ueberall wohin Olimpia kam, leitete sie die Unterredung auf Urbans Nachfolger, um so leichter die Anschläge andrer zu erforschen, und die ihrigen darnach einzurichten. Die Barberini erfuhren es, und beschwerten sich darüber bey dem Pamfili. Dieser lehnte allen Vorwurf mit folgenden Worten ab, daß man auf Weibergeschwätze keine Rücksicht nehmen dürfe.

Doch wünschte diese Dame den Tod Urbans nicht ohne Einschränkung. Sie hatte durch einen kunsterfahrnen Astrologen, so geheim als nur möglich, ihrem Schwager die Nativität stellen lassen. Dies geschah im Jahr 1638, dem fünf und sechzigsten Lebensjahre des Cardinals. Es ergab sich daraus, daß er noch zu den höchsten Würden in der Kirche gelangen sollte. Sie glaubte, diese Vorhersagung würde bey einer neuen Papstwahl in Erfüllung gehn. Dennoch wünschte sie die Erhaltung Urbans bis zum siebzigsten Jahre ihres Schwagers. Und auch dieser Wunsch, so ungereimt er auch scheinen mußte, ward ihr vollkommen gewährt.

Nie gab es wohl einen größern Feind der Astrologen, als den Cardinal Pamfili, der ihre gänzliche Ausrottung gewünscht hätte. Aber kaum befahl ihm seine Schwägerinn, sich bey solchen Leuten Raths zu erholen, so gehorchte er ihrem Winke gleich. Und wie er nachmals sah, daß alles ihm Vorhergesagte so gut eingetroffen sey, änderte er auch seine Denkungsart. Als Papst verfolgte er nicht nur die Astrologen nicht, sondern bewies sich auch gegen einige unter ihnen ungemein freygebig.

Urban starb also im Maymonat 1644, also gerade in Pamfilis 70sten Jahr. Immer zuverlässiger wurden nun die bey der Olimpia erregten Hoffnungen, um so mehr, da sie die Angelegenheiten des Hofes, durch die übrigen, für Mitwerber um den päpstlichen Stuhl gehaltenen Cardinäle, in die äusserste Verwirrung versezt sah. Früher als 10 Tage nach dem Tode eines Papstes, pflegen die Cardinäle nicht ins Conklave zu gehen. Während dieser Zeit, sind die Faktionen beyder Kronen in Rom, auf die kompetirenden Cardinäle, oder die der Ruf für würdig erklärt, unter die Competirenden gezählt zu werden, äusserst aufmerksam. Sie erforschen deren Gesinnungen und Sitten, und wägen sie gegen einander ab.

Nie beweisen die Ambassadeurs einen brennendern Eifer für das Interesse ihrer Herren, als eben dann. Sie unterreden sich mit allerley Menschen,

sprengen hundert Beschuldigungen dererjenigen aus, welche ihnen nicht anstehn, und rühmen an denen, welche sie begünstigen, eine Menge von Tugenden. Jeden Augenblick ist es ein andrer, der den Beyfall der meisten hat. Es werden mehr Päpste, als Cardinäle sind. Oft werden die von der französischen Parthey so sehr von den Spaniern, und die von der spanischen so sehr von den Franzosen heruntergesezt, daß das Volk unter so viel Cardinälen keinen einzigen der päpstlichen Krone würdigen auffinden kann. Zwiebeln werden, (wenn ich mich dieses Gleichnisses bedienen darf,) auf dem Markte nicht so wohlfeil verkauft, als das Leben der Cardinäle während der Vakanz des päbstlichen Stuhls. Und Lämmer sind, wenn sie zum Verkauf ausgeboten werden, nicht so zahm, als es um die Zeit, die Cardinäle sind. Wer sich heute erhöht findet, wird morgen erniedrigt seyn. In einem Winkel Roms hält man diesen Cardinal ohne Widerspruch für den künftigen Papst. In einem andern weiß man es ganz gewiß, daß er niemals durchdringen wird. Einen Augenblick hört man es in ganz Rom sagen, daß der und der von den Spaniern begünstigt werde; und im nächstfolgenden erkennt man es für unwahr. O wie viele Päpste wählt nicht das Volk, an welche von Franzosen und Spaniern nie gedacht worden ist! Und wie so viel wählen diese, ohne daß sich das Volk derselben versah!

Wie es so nach dem Tode Urbans VIII in Rom aussah, ließ es Donna Olimpia an keinem Fleiß fehlen, um das Verhalten, die Unterhandlungen und Absichten der Cardinäle und Abgesandten in Beziehung auf die neue Papstwahl auszuspähen. So geizig sie von Natur war, unterließ sie bey diesen Umständen nicht, sich freygebig gegen viele Kundschafter zu bezeigen, um nur ganz nach ihren Wünschen von denselben bedient zu werden. Sie sandte überall Spionen, unterrichtete sich von allem, kurz sie that alles mögliche, um nur das Ziel ihrer Wünsche nicht zu verfehlen. Aber alle ihre Sorgfalt war vergebens. Allgemein hörte sie von der Ausschliessung ihres Schwagers vom päpstlichen Stuhl reden. In der That, dachte, vor dem Eintritt ins Conklave, jeder im Cardinals-Collegio an niemand weniger als an den Pamfili. Wie sich schon die Cardinäle im Conklave verschlossen hatten, sagte man einst der Donna Olimpia, daß nur ein Umstand, nemlich die Feindschaft gegen die Barberini, ihren Schwager verhinderte, Papst zu werden. Sie antwortete schnell auf diese Nachricht: So soll er eben darum Papst werden, weil die Barberini nur gar zu verhaßt sind. Beym Eingang ins Conklave waren die Cardinäle fest entschlossen, an Pamfili nicht zu denken. Nicht eben, weil seine Eigenschaften ihn solcher Würde unwerth darstellten. Auf persönliche Verdienste sieht man

im Conklave nicht, und die guten Eigenschaften der Candidaten, werden von den Cardinälen nicht untersucht.

Sey jemand von teuflischem Charakter, die Spanier werden ihn emporzubringen suchen, wenn er nur den Franzosen abgeneigt, und umgekehrt werden es die Franzosen, wenn er nur ein Feind der Spanier ist. Ja die Nepoten des verstorbenen Papstes, die bey der neuen Wahl gewöhnlich sehr auf ihrer Hut sind, würden sich nichts daraus machen, einen Antichrist aus allen Kräften zu begünstigen, wenn er anders nur ihr guter Freund wäre.

Die Nacht vor dem Tage des Einzugs ins Conklave, hielt der Cardinal Pamfili mit seiner Schwägerinn eine lange Conferenz. Nie hab ich den Gegenstand derselben genau erfahren können. Beym lezten Abschied soll indeß Olimpia zu ihrem Schwager gesagt haben: „Vielleicht werde ich Sie „als Papst, aber nie will ich Sie als Cardinal „wiedersehn.„ Er hingegen sollte darauf erwiedert haben: „Wären Sie nur Päpstinn, „so wird es mir nicht am Herzen liegen, Papst „zu seyn.„ Mehr als anderthalb Monate waren von der Zeit der Conklave verflossen, und noch hatten die Cardinäle an Pamfili nicht gedacht. Kaum fing man auch an, ihn aufs Täpet zu bringen, als sich tausend Schwierigkeiten gegen ihn aufthürm-

ten. Die Spanier, welche die übrigen von ihnen in Schutz genommenen ausgeschlossen sahn, suchten nun mit Wärme den Pamfili emporzubringen. Allein die Franzosen drangen eifrig auf seine Ausschliessung, weil sie vom Cardinal Antonio Barberini dazu gereizt wurden.

Der Cardinal Franzisko, der viel sanfter und gütiger, als der Cardinal sein Bruder war, schloß zwar auch den Pamfili aus; allein er bediente sich gemäßigter und anständiger Ausdrücke dabey, statt daß jener mit jedem Worte dessen Ehre verlezte. So verfuhr Antonio, nicht bloß, um den übrigen Cardinälen einen gehässigen Begriff vom Pamfili beyzubringen, sondern um seinem Charakter Genüge zu leisten. Daß ihn dieser antreibe, sich an seinen Feinden auf Unkosten ihrer Ehre zu rächen, hat er auch bey andern Gelegenheiten hinlänglich gezeigt.

Schon war die Spanische Faktion die mächtigste zur Zeit der Stimmensammlung, wie sie es in jedem Conklave war. Sie war entschlossen von der Person des Pamfili durchaus nicht abzugehen. Ja alle ihre Mitglieder bestanden darauf, entweder diesen zu wählen, oder im Conklave zu sterben. Es ward also der Cardinal Filomarini, Erzbischof von Neapel, welcher Spanien sehr ergeben, und mit den Barberini in einiger Verbindung war, zum Cardinal Antonio geschickt, daß er ihn von seinem Eigensinn abzubringen suchte.

Aber Antonio bestand unerschüttert auf demselben, und sagte zum Filomarini: er hätte geschworen, dem Pamfili nicht seine Stimme zu geben. Jener erwiederte darauf: „So geben Sie ihm denn „Ihre Stimme nicht. Nur erlauben Sie es den „übrigen, auf ihn zu stimmen.„ Auf diese Worte schwieg Antonio einen Augenblick. Er sagte dann: „Meinetwegen mögen sie auf ihn stimmen, „wenn ich mit den Füßen an die Mauer bevestigt „bin; aber izt nicht, so lang ich mich in der Mitte „des Zimmers befinde.„

Mit dem Schwur des Cardinals Antonio hatte es folgende Bewandniß. Zwey Monate vor dem Tode Urbans hatten Antonio und Pamfili über irgend eine Cameral-Sache einen Wortwechsel. Pamfili wollte schlechterdings nicht in die, seiner Meinung nach unbilligen Wünsche des andern einwilligen. Dieser hingegen bestand darauf, sie auszuführen. Dies preßte dem Pamfili die Worte aus: „Die päpstliche Regierung wird „nicht immer in Ihren Händen seyn.„ Voll Verdruß darüber antwortete ihm Antonio: „Noch weniger in den Ihrigen. Denn ich schwöre es, Ihnen meine Stimme nie zu geben.„

Während der Vakanz werden in Rom unzählich viel Pasquille auf alle Cardinäle, insbesondere auf diejenigen gemacht, die einige Vermu-

thungen wegen der Papstwahl für sich haben. Was noch schlimmer ist, so sind diese Pasquille für den grösten Theil der Competenten ehrenrührig. Die Römer, die dessen schon gewohnt sind, kehren sich freylich an deren Inhalt nicht, ausgenommen, in so fern, als sie sich blos daran belustigen. Vom Pamfili ward indeß nie etwas darinn gesagt, was nicht auch auf den Untergang der Barberini Beziehung gehabt hätte. Desto mehr stimmten denn diese auf seine Ausschliessung.

Vorzüglich betrafen drey Pasquille den Pamfili: das erste:

Se Sarà Fatto Panfilio,
I Barbarini andranno in esilio

Das zweyte:

Non fate, non fate Panfilio
Che vi mandrà tutti in esilio

Das dritte war etwas gröber, und ward dem Cardinal Antonio, ich weiß nicht auf welche Art, so gar ins Conklave geschickt. Er stellte sich, seine Freude darüber zu haben. Doch las er es dreymal ohne zu lachen:

Se Sarà Panfilio Papa,
Io vi giuro o Barbarini:
Che la nostra Maldachini
Vi farà del Capo Rapa.

Viel waren der Ursachen, warum man Pamfili's Erhebung nicht gerne sah. Vorzüglich wegen seines unnatürlichen, rauhen und unförmlichen Ansehens nicht; weswegen man ihm auch einen unbiegsamen Charakter zutraute. Man sagte daher, daß es übel seyn würde, einen so ungestalteten häßlichen Mann zum allgemeinen Vater zu erwählen, wie es grade der Papst werden soll. Denn Kinder wüsten ja nicht, wie sie mit einem Vater umgehen müsten, der sie insgesammt durch seinen Anblick in Schrecken setze.

Andre schlossen ihn deswegen aus, weil sie sahn, daß er, bis auf einige Kenntniß des Rechtes, welches er schon wieder zu verlernen anfing, überhaupt ohne alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit war; weil sie glaubten, daß er auch als Pabst, Gelehrte wenig begünstigen würde, die doch der Kirche so sehr unentbehrlich sind. Sogar stellten sie sich vor, daß die Unterhaltungen, denen er sich gewidmet hatte, ihn zum Verächter vorzüglicher und tugendhafter Männer von einer andern Lebensart als die seine machen könnten. Würklich irrten sich diese nicht. Während seiner päpstlichen Regierung war die Kirche mit unwissenden Prälaten überfüllt. Viele verdienstvolle wurden von Bisthümern ausgeschlossen, und selbst, bis zur Verbannung aus Rom ver

folgt. — Andre hielten es für ganz gewiß, (und dieser Punkt hätte bald seine gänzliche Ausschliessung bewürkt,) daß nach seiner Erhebung zum päpstlichen Stuhl, die Regierung bald in der verächtlichen Hand eines Weibes seyn würde. Sie wusten, wie zärtlich er seine Schwägerinn liebte, die, wie schon bemerkt ist, seine unumschränkte Beherrscherinn war. Um so viel bedenklicher war eben dies für ihn, weil zugleich alle Cardinäle wusten, wie tiefe Wurzeln diese Liebe in seinem Herzen geschlagen hatte; wie so schwer sich dieselbe, insbesondere bey den übermüthigen Gesinnungen der Olimpia, würde ausrotten lassen können.

Diesen Umstand sezten die Gegner des Pamfili, und der Cardinal Antonio Barberini nebst seinen Anhängern ihm ganz vorzüglich entgegen. Sie sagten, daß man in gegenwärtigen Zeitläuften übel daran thun würde, Kezern Veranlassung zum Aergerniß zu geben. Wenn diese den Papst einem Weibe gehorchen sähn, würden sie nur zu viel Anlässe haben, die Kirche in tausend Schriften zu beschimpfen, welche selbst in Rom unter Pasquins Namen verbreitet werden könnten. Selbst die bisherige Liebesgeschichte des Pamfili, die man bis dahin allein in Rom kannte, würde dann, zum nicht geringen Aergerniß der ganzen Christenheit in der ganzen Welt ruchtbar werden.

Dem allen ungeachtet blieben solche Vorstellungen ganz ohne Erfolg. Die Macht der Gegner des Pamfili ward besiegt. Wider Roms Erwartung, zum Verdruß des Cardinals Antonio, zur Verwunderung derer selbst, die dem Pamfili ihre Stimme gaben, ward dieser zum päpstlichen Stuhl erhoben, und wählte sich, den Namen Innocenz.

Die ausnehmende Freude der D. Olimpia können diejenigen sich wohl vorstellen, die von dem Ehrgeiz und der Herrschsucht dieser Dame, von ihrer großen Gewalt über ihren Schwager bereits gehört haben. Sie war ausser sich, und schien um 25 Jahr verjüngt zu werden, ungeachtet sie ungefähr 50 alt war. Dem Volk, welches herbeylief, um den Pallast des neuerwählten Pabstes auszuplündern, öfnete sie selbst die Thore desselben, zum Beweis ihrer großen Zufriedenheit damit. Nach der Erzählung einiger, sagte ein gewisser Prälat, der die Gunst der Olimpia zu gewinnen suchte, ein paar Tage vor der Wahl zu ihr: (dasselbe sagte er indeß zu den Verwandten aller übrigen wahlfähigen Cardinäle.) „Ihr Schwager würde unstreitig Pabst werden. Sie thäte wohl, alle „Kostbarkeiten aus dem Hause wegzuschaffen, damit sie nicht dem römischen Pöbel in die Hände fielen, welcher gleich nach der Wahl eines Papstes „zur Ausplünderung des Pallastes, worinn dersel-

„be als Cardinal lebte, zusammenzulaufen pflege.„ D. Olimpia soll geantwortet haben, „daß, im Fall „ihr Schwager Papst würde, sie sich selbst, wie „viel mehr denn den ganzen Pallast dem Volke „Preis geben möchte.„ Aber dennoch erlaubte ihr Geiz ihr nicht, zu halten, was sie versprach. Kaum vernahm sie, daß die Unterhandlungen im Conklave zum Vortheil ihres Schwagers ausfallen würden, so verbarg sie nicht bloß das Kostbarste, sondern auch manches von ziemlich geringem Werth. Das Volk fand keine erhebliche Beute vor. Viele entfernten sich sogar mit diesen Worten: vor. D. Olimpia ist uns zuvorgekommen. Und andre schrien: Wehe der Kirche, wenn Olimpia es einst auch so mit dem Vatikan machen wird!

Vortheilhaft war ihr dies Betragen nicht. Das Volk, welches aufs neue schlimme Begriffe von ihrem Geiz erhielt, brachte bey dieser Gelegenheit alle schon vormals über sie gefällten gehässigen Urtheile wieder in Umlauf.

An eben dem Tage, an dem die Cardinäle das Conklave verließen, wurden neue Pasquille ausgestreut; aber nicht sowohl auf den Papst, der sich in den Vatikan erhoben sah, als auf die Barberini, die denselben räumen musten. Ein sehr beißendes bezog sich indeß auf den Papst.

Pas=

Pasquin trug die päpstliche Krone auf einer Schüssel, die mit einem Frauenzimmerschleyer bedeckt war. Auf die Frage, wohin er wolle, antwortete er: Ich überbringe ein Geschenk vom Papste an die Donna Olimpia. Dies zielte auf die Macht, die der Papst dieser Dame einräumen würde, und würklich unverzüglich einräumte. Wie er erst eben als Papst adorirt worden war, und bevor er noch die Kirche sah, dachte er schon an seine Schwägerinn. Und als er das Conklave verließ, sagte er einem seiner Vertrauten: geht und sagt es der D. Olimpia. Und dennoch konnte es ihm nicht unbekannt seyn, daß seine Wahl gleich in Rom publicirt worden sey, also seine Schwägerinn allerdings schon darum wissen müste. Noch dazu erfahren die Verwandten des neuen Papstes schon gewöhnlich dessen Erhebung von dem zur Plünderung herbeylaufenden Volk viel eher, als die Cardinäle aus dem Conklave kommen.

Wenig Besuche erhielt der neue Papst, weil die Päpste, ungeachtet sie gleich nach ihrer Erhebung die Regierung antreten, doch, ehe sie förmlichen Besitz davon nehmen, nur ihren vertrautesten Freunden Audienz zu geben gewohnt sind. Unglaublich viele fanden sich inzwischen bey der Olimpia ein. Haufenweise liefen zu ihr die römischen Baronen, Ambassadeurs der Fürsten, Cardinäle

und Damen. Alle mit einander empfing sie, während dieser ersten Tage, mit einer frölichen Mine. Kurze Zeit nachher nahm sie eine ungeziemende Ernsthaftigkeit an.

Den nemlichen Abend, um zwey Uhr gegen die Nacht, begab sie sich in aller Stille in den päpstlichen Pallast, um einen Besuch bey dem neuen Papste, ihrem Schwager abzustatten. Sie ward von demselben außerordentlich liebreich empfangen, und man will bemerkt haben, daß sie lachte, wie sie dem Papst den Fuß küßte, und daß er vor Zärtlichkeit weinte. Sie unterhielt sich mit ihm bis nach Mitternacht, bey immer verschlossenen Thüren, ungeachtet ihr Sohn Camillo verschiedenemal aus und einging. Wie sie sich vom Papst entfernte, ging sie in alle Zimmer, wollte so gar nachsehen, ob auch das Bette des Papstes gut gemacht sey, und gab allerley Befehle wegen der Vertheilung einiger Mobilien. In ihrem Hause ward sie am folgenden Tage von allen, welche ihr Besuche gaben, wie eine Fürstinn behandelt. Eben der Cardinal Antonio, welcher mehr als andre sich vor dem, was nun würklich eintraf, gescheut hatte, schmeichelte ihr vorzüglich durch Versicherungen tiefer Ehrerbietung. Sogar soll er, bey seinem Glückwünschungs-Compliment sich mehrmals des Titels Excellenz bedient haben. Eben so wenig blieb er mit seinen Geschenken an sie und an ihren

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Leti, Gregorio, / Richerz, Georg Hermann / Maidalchini, Olimpia,

Lebensgeschichte der Donna Olimpia Maldachini, der Verwandten und Vertrauten Papstes Innocenz des Zehnten

Leipzig 1783

Biogr. 3342 r
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10069493-1
VD18 12919667